

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Nr.

Dresden, den 25. Novbr. 1814.

51.

Neue Erklärung der Nahmen: Germanen und Teutsche.

Wir heißen Teutsche, und unsere Urväter nannten sich gewöhnlich Germanen. Ueber beide Nahmen und deren Entstehung und Bedeutung sind schon eine Menge Untersuchungen angestellt, ja ganze Bücher geschrieben worden, ohne daß wir die Sache aufs Reine und Gewisse gebracht sehen. Nach meiner Meinung könnte indessen diese Sache, wie manche andere, längst bestimmt entschieden und damit auch ausgemacht seyn, ob man Teutsch oder Deutsch zu schreiben habe. Ich will eine Entscheidung der Sache versuchen.

Wie die Türken auch Osmanen heißen, und wie die Hellenen auch Griechen, die Hebräer auch Juden, die Iranier auch Perser heißen; so hießen die Germanen auch Teutsche. Daß also die Teutschen zwei Nahmen, einen allgemeinen und einen bestimmtern und besondern, einen Urvahnen und einen Geschlechtsnahmen, wenigstens sonst führten, war nichts ungewöhnliches. Ungewöhnlicher dagegen war es, daß die Teutschen, zufolge ihrer Mythologie, oder ihrer Ansicht und Vorstellung von der Welt und dem Ursprung der Dinge und Menschen, sich nach Vater und Mutter, nach ihrer Stammutter und ihrem Stammvater, der Erda und Tuisko, zugleich, und nach jener Germanen und nach diesem Teutsche nannten. Germanen sind mir, wie man merkt, nicht Kriegs- oder Heermänner; denn dieß hieße nichts gesagt, da

der Nahme „Kriegsmänner“ allen rohen Völkern zukam, sondern Germanen sind mir Erdmänner, Erdmänner, d. h. von der Erde (Erda, Hertha, Jerd) Entprossene, aus der Erde Geborne, kurz Aborigines, wofür sich bekanntlich mehrere Völker und wirklich auch die Teutschen ausgaben. Dieser Nahme „Erdmänner, Jerdmänner“ verwandelte sich durch die kurze Aussprache der Teutschen und durch die darnach schreibenden Römer in Germanen. Und Teutsche nannten sich die Germanen, um nach ihrem eigentlichen und wahren Stammvater, Tuisko (Tuisto, Tuito, Teut) bezeichnet, und als ein besonderes und eigenes Urvolk von andern Nationen unterschieden zu seyn, indem der Nahme „Germanen“ ein allgemeiner, ein mythologischer, ein von mehreren Völkern geführter Nahme war *) und eigentlich von allen unwissenden Völkern geführt werden konnte.

Ist auf solche Weise die Sache in Betreff der Nahmen: Germanen und Teutsche, mithin auch in Betreff der Schreibart: Teutsch und Deutsch, nicht kurz und gut zu erklären und abzuthun? Kurz und gut, sage ich; denn es giebt wohl schwerlich etne bessere und kürzere, eine richtigere und natürlichere Erklärung und Schlichtung dieser alten Streitsache, als die von mir versuchte, womit auch der hier so vollwichtige Tacitus über:

*) Es versteht sich, daß andere Völker auch einen andern Ausdruck für die Sache hatten, z. B. Aborigines, Ortochthonen.

einstimmt, welcher ausdrücklich sagt: „daß die Germanen in ihren alten Liedern einen Gott Tuisko, dessen Mutter die Erde gewesen, und seinen Sohn Mannus (Mann) als den Stammvater und Stifter der Nation preisen.“ *) Demnach stammten die Deutschen von der Erde und deren Sohn Tuisko, und verehrten jene als Göttin, als Göttermutter, und diesen als National- und Landesgott, und nannten sich nach beiden, Germanen und Deutsche.

Wäre diese meine Meinung nicht richtig, so müßte seit der außerordentlichen Völkerwanderung und der fürchterlichen Zertrümmerung des römischen Staats durch die Deutschen, wo sie der ganzen Welt als die größten Krieger und Kriegsmänner bekannt wurden, so müßte seitdem der Name „Germanen“ (im bisherigen Sinne genommen) der vorherrschende geworden seyn, und den Namen „Deutsche“ nach und nach verschlungen haben. Allein es verhielt sich gerade umgekehrt, und der Name „Germanen“ verlor sich seit jenen Zeiten immer mehr und mehr in den Namen „Deutsche,“ seit den Zeiten nemlich, als die Deutschen, vorzüglich durch christliche Lehrer, einen höhern Grund und Ursprung der Dinge kennen und einsehen lernten, daß sie nicht aus der Erde Geborne, nicht Aborigines, nicht sowohl Germanen, als vielmehr Söhne und Enkel ihres zwar ebenfalls nicht von der Erde erzeugten, aber doch uralten Stammvaters Tuisko, oder Deutsche wären **). — So wollen wir uns denn alle, die wir in deutscher Zunge reden, nach unserm uralten Stammvater Tuisko oder Teut, Deutsche heißen und schreiben bis an das Ende der Tage, doch uns nicht bloß Deutsche heißen

*) M. s. auch noch eine andere Stelle des Tacitus de morib. Germ. S. 39.

**) Es ist sehr zu beklagen, daß die alten deutschen Lieder verloren gegangen sind, und daß wir von Tuisko oder Teut nichts weiter sagen können, als daß er einmal da gewesen sey, und daß seine Nachkommen sich von und nach ihm die Deutschen genannt haben.

und schreiben, sondern es auch in Wort und That, in Gesinnung und Wandel seyn, insonderheit einig und brüderlich und landsmannschaftlich unter einander zu Werke gehen, und jetzt Alle dahin stimmen und ringen: „daß für Deutschland, unser großes und schönes Vaterland, eine kräftige und beglückende Einheitsverfassung, die alle Teutsche umschlinge und wahrhaft verbinde, zu einer Nation verbinde, gestiftet werden möge!“

J. G. Heynig,
privatisirender Gelehrter,

Bemerkung über die Rolle des Schwägers.

Alle Charakterdarstellungen auf der Bühne sollen eigentlich psychologische Wahrheit zum Grunde haben. Diese Wahrheit entsteht, wenn Alter, Geschlecht, Stand, Temperament und die daraus hervorgehende Gemüthsstimmung in ihren Eigenthümlichkeiten auf der Bühne zu einer lebhaften Anschauung gebracht werden, oder mit andern Worten, wenn der Ton einer Rolle richtig getroffen wird. Dieser Ton wird aber nur dann richtig getroffen, wenn Sprache und Gebärde des Schauspielers jenen Eigenthümlichkeiten sich anzuschmiegen und in deren Beachtung gleich einem Chamäleon die Gestalten zu wechseln wissen. Indessen will die Sprache des Künstlers sich zu dieser Geschmeidigkeit oft nicht hergeben, und er muß alles anbieten, um durch seinen Verstand ihrer Meister zu werden. Iffland war hiervon ein ausgezeichnetes Beispiel. Durch den Laut (die Schwäche oder Stärke) und das Zeitmaß der Stimme (Langsamkeit oder Schnelligkeit) wußte er den Mangel an Mannichfaltigkeit in Höhe und Tiefe oft meisterhaft zu verbergen. Dieses hat jeder verstandige Künstler noch jetzt und immer in seiner Gewalt. Allein reicht eine solche kluge Beherrschung der Sprache wohl auch aus, um den Schwäger darzustellen? Ist es bei dieser Rolle genug, wenn der Darsteller weiß, daß er einen jungen, frivolen, lebhaften Mann mit affectirten Sitten

66
aus
An
die
ge
sch
Kun
dur
gö
gen
dem
doch
gan
wen
Gn
nie
er
Terp
seyn.
schnel
dem
Ist
nicht
Mitt
er vor
nung
und
Töne
Tonb
Klav
rühr
um he
nicht
dulati
er will
vollend
ganze
Feuer
die Zu
Zauber
Nicht
Zunge
Zornme

aus den höhern Ständen und äußern persönlichen Annehmlichkeiten darzustellen hat? Sichert ihm diese Ergründung des Charakters auch eine gelungene Darstellung desselben zu? Hat er diese erschöpft, wenn er in einer jugendlichen Gestalt den Kunstliebhabern eine holde Erscheinung ist, und durch grazienvolle Haltung derselben das Auge ergötzt? Wer kann mehr verlangen, wird man sagen, wenn dem Darsteller dieser Rolle nun außerdem noch die Rede unaufhaltsam fortströmt? Und doch ist es eben diese Rede, die die Kritik hier ganz besonders in Anspruch nehmen muß, und die, wenn sie den Forderungen derselben nicht volle Gnüge leistet, den Künstler bei dieser Darstellung nie der Vollkommenheit entgegenführen wird, sollte er auch, um ihrer gewiß werden zu wollen, mit Terpsichoren und Euterpen in Verbindung getreten seyn. So wie sprüchwörtlich zum Laufen nicht schnell seyn hilft, so ist es bei dieser Rolle mit dem Geschwindesprechen noch lange nicht abgethan. Ist dem Darsteller derselben von der gütigen Natur nicht der reinste, volltönendste und wohl lautendste Mittelton der Stimme zu Theil geworden, kann er von diesem schönen Mittelton aus zur Bezeichnung auch der feinsten Schattirungen nicht beliebig und ohne alle Anstrengung in höhere und tiefere Töne übergehen, liegen alle diese mannichfaltigen Tonbiegungen in ihm nicht gleich den Tasten eines Klaviers so in Bereitschaft, daß sie nur der Berührung von Geschmack und Verstande bedürfen, um herrlich anzusprechen; ist er mit einem Worte nicht im Besitz der reichhaltigsten und schönsten Modulation der Stimme, so mag er ausbieten, was er will, seine Darstellung des Schwägers wird nie vollendet werden. In dieser Modulation liegt der ganze Charakter der Rolle. Sie ist es allein, die Feuer und Leben in diese Darstellung bringt, und die Zuschauer gleich einem Talisman mit holdem Zauber umstrickt und berauscht mit sich fortreißt. Nicht Charakterstudium, sondern Kunstfertigkeit der Zunge drücken dieser Rolle den Stempel der Vollkommenheit auf. Diese Modulation war es, die

Opizzen in dieser Rolle auf den Gipfel der Kunst hob. Verhallt sind zwar die himmlischen Töne, mit welchen er nicht bloß hier, sondern beinahe in ganz Deutschland das Publikum in dieser Rolle hinriß; aber auf alle, die wahren Geschmack besitzen, haben sie einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck gemacht, daß sie jetzt noch wännen, ihn sprechen zu hören, wenn die Lehren, die er seinem Bruder über das *savoir vivre* erteilte, in einer mannichfaltigen und reichen Tonfülle über seine Lippen flossen, oder der Strom seiner Redseligkeit in Tönen einer lieblichen Traulichkeit gegen seinen Hund sogar sich ergoß. Ohne diese Modulation wird die Rolle des Schwägers, wenn sie nicht oft geradezu undeutlich wird, doch allemal das eintönigste Geklapper der Sprachwerkzeuge. Sie allein ist es, die den Maasstab zur Beurtheilung derselben hergeben muß, und da sie in Opizzen den höchsten Grad der schönsten Vollkommenheit erreicht hatte, so mag keck ein Jeder, der die Darstellung des Schwägers übernimmt, mit ihm, als einem Muster, von dem sich für diesen Fall wenigstens Regeln entlehnen lassen, verglichen und, je nachdem er sich demselben nähert oder von ihm entfernt, für wacker oder nicht erkannt werden. Uebrigens mag der, dem die Darstellung dieses Charakters mißlingt, gar wohl sich in der Bühnenwelt mancher anderer Leistungen mit Erfolg erfreuen, da wenige derselben Schönheit des Tons und Reichthum in dessen Abwechslung so unbedingt und in einem so hohen Grade erhelfen, als diese. So würde z. B. Jffland, dieser Meister seiner Kunst, den Schwäger nie mit der Vollkommenheit haben geben können, als ihn Opiz gab. Die Gründe hiezu sind im Eingange dieser Bemerkungen schon berührt. Uebrigens haben diese wenigen Worte den Standpunkt angeben sollen, aus dem diese Rolle anzusehen, und dabei zugleich auch natürlich das mit andeuten müssen, wodurch das vormalige Opizische Spiel überall mit einer so hinreißenden Gewalt wirkte.

Das hölzerne Haus Peters des Großen.

Während der Gründung Petersburgs wohnte der große Mann, dem die russische Nation Civilisation und Ruhm verdankt, in einem kleinen hölzernen Hause, um bei den Arbeiten immer gegenwärtig zu seyn und von hier aus den Bau der schönen Kaiserstadt selbst zu leiten. Dieses Haus steht noch, und man hat alles gerade so gelassen, wie Peter es sich eingerichtet. Um es vor den Verwüstungen der Zeit zu sichern, ließ es schon die nicht minder große Katharina II. mit Alkaden umgeben und mit einem steinernen Gebäude überbauen. Hier in diesem hölzernen Hause trug sich, wie John Carr in seinen Reisen erzählt, eine kleine Begebenheit zu, die wohl das Wiedererzählen verdient, da sie uns zugleich den großen, kraftvollen Mann, mit dem heitern Geiste und der regsten Thätigkeit begabt, auf eine so angenehme und liebenswürdige Weise darstellt.

Ein Schiffer aus Holland glaubte die allgemein bekannte Vorliebe des Kaisers für Schifffahrt und Handlung zu seinen Zwecken benutzen zu können, und beschloß, ein kleines Schiff zu besorgen und so mit dem ersten holländischen Handelsschiff die Neva zu befahren. Mit nichts anderem, als einem Empfehlungsschreiben an den Hafenskapitain versehen, langte die Galliotte in der Nähe des Hafens an und grüßte mit einigen Kanonenschüssen, als Peter der Große gerade als gemeiner Zimmermann auf seinen Schiffswerken arbeitete. Die Erscheinung des ersten Handelsschiffs mußte dem großen Manne sehr erfreulich seyn, und er erkundigte sich sehr angelegentlich nach den Geschäften dieses Schiffs. Er beschloß, sich mit dem holländischen Schiffe einen Scherz zu machen, und befahl dem Hafenskapitain, daß er ihn nach dessen Landung in sein Haus führen und ihn nur als einen russischen Kaufmann dem Schiffer bekannt machen sollte. Um diesem Scherze Glauben zu verschaffen, kleidete er sich und die Kaiserin sehr bürgerlich und ließ seine Zimmer dem gemäß in aller Eil einrichten.

Bald wurde auch der Schiffer dem Kaufmann Peter vorgestellt; er setzte ihm Brod und Käse vor, und rauchte mit ihm unter mancherlei Gespräch eine Pfeife Tabak. Der Holländer gerieth sichtlich in Verlegenheit, er sah sich einmal über das andere in dem ärmlichen Zimmer um, und fing an zu glauben und es auch schon halb und halb zu äußern, daß ihm wohl der Bewohner eines solchen hölzernen Hauses von keinem großen Nutzen zu seinen Zwecken seyn würde. Man erschien die Kaiserin. Der höfliche Holländer wandte sich an sie mit einem gewaltigen Kratzfuß und sagte: er habe ihr einen Käse mitgebracht, wie sie ihn wohl so gut in ihrem Leben nicht gegessen habe. Sie dankte ihm für denselben auf eine sehr verbindliche Art. Der Schiffer nahm das sehr hoch auf, und da ihre Person ihm gefiel, so holte er aus seinem weiten Ueberrock ein Stück Leinwand hervor, bat sie, diese noch anzunehmen und sich Hemden daraus zu machen.

Nun, Katinka, rief Kaufmann Peter, wirst Du so schön und schmuck werden, als eine Kaiserin. Du bist eine glückliche Frau. Solche Hemden, wie Du Dir von dieser Leinwand machen wirst, hast Du in Deinem ganzen Leben nicht gehabt. Der Schiffer wurde nun dreister und erbat sich mit Verlob als Dank einen Kuß, den ihm denn auch die überraschte Katharine mit einigem Strauben gab.

In diesem Augenblick trat Fürst Menzikoff, der Liebling Peters, mit allen Orden bekleidet, in das Zimmer und stand unbedeckt vor dem Kaiser. Der Schiffer machte gewaltige Augen; aber Peter winkte dem Fürsten unvermerkt, sich zu entfernen. Der Schiffer sagte: wie es scheint, habt Ihr hier gar vornehme Bekanntschaften. Ja, antwortete Peter, hier giebt es solcher armen Schlußler, wie der da war, eine große Menge. Aber hütet Euch vor diesen Leuten und laßt Euch nicht durch ihre Schmeicheleien verführen, oder durch ihre Sterne und Orden blenden. Diese Erklärung machte den Holländer wieder ruhig; er rauchte,

daß
und
han

Holl
zier
mit

ihm
ihm
Kuff

Fäßen
bung
Pet

belust
nohe
ben,

ferin
ganze
dieses
könne
Hafen

Die
Fre

Mal
in ein
kunft
zu brin

tafel er
sogleich
men, i

hen bli
nahm,
daß sie

Frau zu
auf ihre
zwei S

ändern
der sie se
unterhiel
zählte v

daß man ihn kaum vor den Rauchwolken sah, trank und schloß mit dem Kaufmann Peter seinen Handel wegen einer Ladung völlig ab.

Eben war dies s Geschäft zur Zufriedenheit des Holländers geendigt, als der wachhabende Offizier in das Zimmer trat, um seine Ordre zu holen, mit tiefer Ehrfurcht und entblößtem Haupte vor ihm stand und, ehe es Peter hindern konnte, ihn mit den Worten: Kaiserl. Majestät, anredete. Aufspringen und dem Kaiser und der Kaiserin zu Füßen fallen und wegen der Freiheiten um Vergeltung bitten, war bei dem armen Holländer eins. Peter den Großen hatte der Vorgang so sehr belustigt, und er lachte jetzt so herzlich, daß er beinahe vergaß, den erschrockenen Holländer aufzuheben. Aber nun ließ er ihn auch die Hand der Kaiserin küssen, schenkte ihm 1500 Rubel und eine ganze Schiffsladung, und gab den Befehl: daß dieses Schiff, so lange es nur irgend Wasser halten könne, frei von allen Abgaben in allen russischen Häfen einlaufen solle.

Die interessante Bekanntschaft im Bade.

Fräulein Albertine begleitete zum ersten Mal ihre Mutter, die Majorin Baronin v. D**, in ein berühmtes Bad. Sie hatten bei ihrer Ankunft nur noch eben Zeit, den Anzug in Ordnung zu bringen, um an der gemeinschaftlichen Speisetisch erscheinen zu können. Die Baronin wurde sogleich von ihren Bekannten in die Mitte genommen, indessen Albertine ziemlich verlassen stehen blieb und endlich den ersten besten Platz einnahm, der sich ihr darbot. So geschah es denn, daß sie neben einer altlichen, etwas verwichenen Frau zu sitzen kam, die stummer, als ein Fisch, auf ihren Zeller sah. So wie aber jeder Mensch zwei Seiten hat, so hatte Albertine auf der andern Seite einen jungen Mann zum Nachbar, der sie sehr lebhaft, jedoch sehr artig und bescheiden unterhielt. Er war in Paris gewesen, und erzählte viel Angenehmes von dieser Königsstadt.

würzte seine Erzählung mit sehr feinen Bemerkungen, und sprach überdies viel richtiger Französisch, als mancher andere Kavaller, wie Albertine bemerkte. Besonders wunderte sich Albertine, ihren Nachbar, der eben nicht das Ansehn eines süßen Moreherrn hatte, mit einer ganz eignen Kunstkenntniß von Damerpuß reden zu hören. Auch die nächsten Nachbarn der Tischgesellschaft hörten mit Wohlgefallen zu, und obgleich die Tafel lange währte, so war doch Albertinen die Zeit keinen Augenblick lang geworden.

Aufgestanden, verlor er sich unter die Menge; Albertine braunte vor Ungeduld, den Namen des so gebildeten Kavaliere zu erfahren, der, ihrer Meinung nach, eine große Zierde der Pikenicks ihrer Stadt seyn würde; aber niemand wollte den Fremden kennen.

Am andern Morgen durchwandelte die Baronin mit Albertinen, nebst einigen ihrer Bekannten, die Spaziergänge, wo man auch den artigen Fremden wieder fand. Albertine knüpfte mit ihm ein Gespräch an, an welchem bald die ganze Gesellschaft Theil nahm. „Wollen wir hier nicht Platz nehmen?“ fing endlich der podagrische Hauptmann Zweyßtern an. Man setzte sich; die Unterhaltung wurde wieder angeknüpft, und durch den leichten, feinen Wit des Unbekannten, der mit der heitern Laune der geistreichen Albertine immer gleichen Schritt hielt, aufs höchste belebt. Manche der Vorübergehenden gesellten sich nach und nach dieser fröhlichen Parthie zu; mehrere aber rümpften im Vorbeigehen die Nase und warfen spöttische Blicke auf Albertinen. Die Gesellschaft trennte sich endlich unter gegenseitigen Einladungen zu dem heutigen Ball, und auch der gesällige Unbekannte versprach, sich einzufinden.

Er kam. — Albertine überließ sich so unbesonnen ihrer Herzensfröhlichkeit, als schien sie vergessen zu haben, daß sie unter lauter Fremden saß und sich mit einem Fremden unterhielt.

Jetzt brachen die Spötreleien stachelzüngiger Matronen von fehlerfreiem Adel und einiger vom

Glück und von der Natur nicht begünstigten Fräuleins los; — doch wie groß war das Erstaunen der ehrgeizigen Baronin und selbst Albertinens, als sie vernahmen, daß der von ihnen distinguishede Gesellschafter nichts mehr und nichts weniger, als — der Schneider S** aus B*** sey. — — Jetzt fiel Albertinen das gestrige Tischgespräch mit ihm wieder ein, und nun gestand sie sich selbst, daß nur ein sehr alberner Mann oder ein Schneider so von Damenkleidung sprechen konnte, wie er. Sie glaubte sich jedoch keineswegs durch diese Entdeckung gekränkt; vielmehr fühlte sie sich, vermöge ihrer gesunden Begriffe über wahren Menschenwerth, die sie ihrem Vater verdankte, über diese eingebildete Demüthigung weit erhaben. Die gute Baronin aber hätte ihr ganzes Nadelgeld gegen einen Pfennig verwettet, daß sie, trotz aller Verkleidung, einen Handwerksmann von einem Adlichen im Augenblick unterscheiden könne!

Indessen ließ sich Albertine durch alle die Neckereien nicht irre machen; sie forderte sogar bei einer schicklichen Gelegenheit Herrn S** zum Tanz auf. Es war dieß im Grunde nicht so auffallend; denn S** ist ein durchaus gebildeter Mann, und der däßige Fürst, der im gesellschaftlichen Umgange gar keinen Unterschied der Stände kennt, sieht diese Mischung, besonders im Bade, sehr gern. Ich glaube aber auch, nur der Fürst allein, der den Tanz aufführte, konnte es dahin bringen, daß derselbe ungestört blieb. Er amüßte sich über die langen Gesichter und über die linksch-vornehme Art, womit vorzüglich die Damen sich gegen S** betrogen, der mit vieler Gewandtheit sich aus allen Verlegenheiten zu ziehen wußte, in die man ihn zu verwickeln sich Mühe gab. — Nachdem der Tanz zu Ende war, forderte der Fürst das hochherzige Mädchen auf; dieß, noch mehr aber das ihr zugleich gesagte verbindliche Kompliment war der schönste Triumph für Albertinen.

S** anständige Freiheit und seine bescheidene Artigkeit wurde nunmehr von der Mehrzahl der Anwesenden anerkannt. Man fetzte ihn jetzt, so

sehr man ihn vorher übersah; seine Dankbarkeit gab aber Albertinen einen sichtbaren Vorzug, und diese sah die Huldigung nicht ungern. Sie theilte für diesen Abend ihre Unterhaltung zwischen dem Fürsten und dem Schneider S**; die übrigen erhielten nur, was die Höflichkeit erforderte.

* * *

Wüßte doch dieses schöne Beispiel von Liberalität überall da Nachahmung finden, wo noch immer eine zu schroffe Scheidewand die verschiedenen Stände von einander trennt. Nur da, wo in gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Zusammenkünften des gesammte gesittete Publikum, ohne Stand und Würden abzumessen, sich versammelt, und die wenigsten geschlossenen Zirkel existiren; wo selbst den untern Klassen, wenigstens zuweilen, der Zugang zu den Vergnügungen der höhern offen steht: da nur gedeihet in der Regel wahre Geselligkeit; ein gegenseitiges Streben, zur Unterhaltung des Andern beizutragen, und jene feinere Bildung, die den Bewohnern größerer Städte, im Ganzen genommen, eigen ist. Denn durch die gesellschaftliche Berührung oder Mischung aller Stände geht selbst auf die niedern Volksklassen ein gewisser Grad von Bildung über, und es wird in ihnen dadurch der Wunsch und das Bedürfnis rege gemacht, unter Personen von Distinktion mit Anstand auftreten zu können. Die letztern selbst gewinnen, so wie das Ganze, dabei, indem in einer gemischten öffentlichen guten Gesellschaft der Unterhaltungsten gewöhnlich lebendiger, mannichtiger und geistvoller ist, als es oft bei der Eintönigkeit in geschlossenen Zirkeln möglich ist.

G. W. — t.

Ein Negersfürst auf Reisen.

In den letzten Regierungsjahren des guten Ludwigs XVI. von Frankreich zogen besonders dreierlei Gegenstände die Aufmerksamkeit der Pariser auf sich: der Magnetismus, die Luftbälle und — ein Negerkönig. Dieser Fürst, Mark

67
B
Go
neu
und
aba
wur
ihm
reich
fam
rend
das
wart
hatte
meng
Narc
halter
de S
bräuc
wenig
auf de
heiten
Derie
denhu
kaufen
völker
storben
Ven
immer
gekrönt
D
war di
Al
1787.
aufhielt
Dera,
kein eu
sich dah
Kano
weil jen
rine hal
der Ka

Buda, Kan oder König von Oëra, an der Goldküste im westlichen Afrika, war damals ein neunzehnjähriger Jüngling, von ohngefähr 4 Fuß und 3 Zoll Länge. Sein dicker Kopf und seine abgestumpfte Nase verriethen ganz den Neger. Er wurde bei Hofe vorgestellt, und der König bestimmte ihm, der nach Peters des Großen Beispiel Frankreich besuchte, um dort nützliche Kenntnisse einzusammeln, eine Pension von 20,000 Livres während seines Aufenthalts in diesem Lande.

Der afrikanische Monarch beehrte unter andern das Museum im Palais Royal mit seiner Gegenwart. Die Begierde, den Negerfürsten zu sehen, hatte eine zahllose Menge Neugieriger dahin zusammengeführt, und besonders viele Personen von Rang. Unter allen bei der damaligen Sitzung gehaltenen Vorlesungen interessirte des Herrn Moreau de St. Remi Erzählung von den Sitten und Gebräuchen des Königreichs Oëra, welches bisher nur wenig bekannt gewesen war, und über einige sich auf den fürstlichen Fremdling beziehende Besonderheiten natürlich am meisten. Die Religion der Oërier ist ein Gemisch von Muhamedismus, Judenthum und heidnischer Götzendienerei. Sie verkaufen ihre Gefangenen, wie es alle ihre Nachbarvölker thun, sind aber nicht so grausam, ihren verstorbenen Königen Sklaven zu opfern, wie es in Benin geschieht. Der König von Oëra wird immer schon als Prinz bei Lebzeiten seines Vaters gekrönt, und führt daher den Titel: Kan.

Die Gelegenheit zu Mark Buda's Reise war diese:

Als der Schiffskapitain Landolf im Jahr 1787. in Benin des Negerhandels wegen sich aufhielt, erhielt er eine Einladung vom König von Oëra, auch dieses Land zu besuchen, wohnin noch kein europäisches Schiff gedrungen war. Er begab sich dahin, und sein Fahrzeug wurde vermittelst der Kanots in den Fluß Formose gebracht. Denn weil jene Völker gar keine Kenntniß von der Maschine haben, bedienen sie sich nur einer Art Rähne, der Kanots, oder der Piroguen, die sie aus un-

geheuern Baumstämmen verfertigen. Während des Kapitains dreimonatlichen Winteraufenthalts erwiesen die Oërier ihm und seinen Gefährten alles erdenkliche Gute, und der König, welchem seines Gastes Erzählungen eine sehr hohe Idee von Frankreich beigebracht hatten, trug kein Bedenken, diesem seinen Sohn anzuvertrauen, der vor Begierde brannte, die europäischen Sitten kennen zu lernen.

Unserm Kan gebrach es weder an Muth, noch an Ueberlegung. Kapitain Landolf war, als er einst an Bord steigen wollte, in das Meer gefallen. Jener war der erste, der sich seinem Freunde nach in die Wellen stürzte, um ihn zu retten.

In Frankreich, dessen Sprache er bald verstanden lernte, gefiel es dem mohrischen Prinzen außerordentlich, und er fand nach und nach so viel Geschmack an den französischen Sitten und Gebräuchen, daß er den Vorsatz faßte, nach der Zurückkunft in sein Vaterland auf französische Weise seine Lebensart und Kleidung zu modeliren. Den unvermeidbaren Vorurtheilen seiner abergläubischen Nation zum Troß, fing er bald an zu glauben, daß der Teufel nicht gerade weiß aussehen müsse; ja er wünschte sogar, daß nicht alle Huri's schwarz seyn möchten.

Alle Damen, welche der oben erwähnten Vorlesung des Herrn von St. Remi beiwohnten, brachen in ein lautes Gelächter aus, als dieser in seiner Erzählung bemerkte, daß alle Frauen im Serail des Prinzen nach dessen Rückkehr seufzten. — Die physikalischen Experimente, welche die Sitzung beschloffen, machten dem Mark Buda außerordentliches Vergnügen, und der Herzog von Chartres ergöhte sich nicht wenig an dem Schrecken Sr. Oërischen Hoheit über das Verkallen der brennbaren Luft und die Wirkung eines ihm beigebrachten elektrischen Funkens.

Als die Sitzung beendigt war, umringten die Frauen den afrikanischen Fürsten, und bestürmten ihn mit Fragen, welche sein Serail, seine Vergnügung, seine Lebensweise betrafen. Er antwortete allen nur mit ziemlich drolligen Geberden.

Jeder Mann von Stande lud ihn zu Tafel, und man suchte feinetwegen sich bei seinem Mentor, dem Kapitain Landolf, einzuschmeicheln. Die Prinzessin von Lisienois hatte beide viele Male bei sich empfangen. Ueberhaupt fand die Perische Majestät großes Behagen an dem schönen Geschlecht, und hat vielleicht manchen Abkömmling seines Stammes in Frankreich zurückgelassen.

Franz von Neufchateau und die Linientaufe.

Franz von Neufchateau, dieser bekannte Dichter, der in seinem männlichen Alter ganz dem entsprach, was er in seinen ersten Jugendjahren von sich erwarten ließ, spielte seine Rolle als General-Prokurator im obersten Rath am Kap der Insel St. Domingo sehr ehrenvoll. Ein besonderer Umstand gab ihm Gelegenheit, die ersten Schritte auf seiner neuen Laufbahn durch die Verbannung einer eben so lächerlichen, als gefährlichen Sitte zu bezeichnen, die als eine verjährte sich immer noch zu erhalten wußte, trotz den Fortschritten, welche im Allgemeinen Aufklärung und Vernunft machten. Herr de la Pommeraye, Obergreffier von St. Domingo, begann bei seiner Ankunft auf der Insel einen Prozeß mit der Mannschaft des Schiffes, an dessen Bord er seine Reise gemacht hatte, wegen der Aequator- oder Linientaufe, von welcher ein seiner Aufsicht und Sorgfalt anvertrauter junger Mensch mit einem sehr hohen Preis sich hatte loskaufen müssen. Hier kam es endlich auf die Entscheidung des General-Prokurators an, und dieser verbot jenen albernen und grausamen Gebrauch und schaffte ihn, so weit sich sein Ansehen erstreckte, ab.

Woher diese sonderbare Taufe ihren Ursprung habe, weiß man nicht. Kurz, die Matrosen aller seefahrenden Nationen ermangeln nie, den fatalen

Akt an Jedem, der zum ersten Mal den Aequator oder die Linie passirt, zu vollziehen, oder von ihm ein ansehnliches Lösegeld zu erpressen. Die Ceremonie ist verschieden, nach den verschiedenen Flotten. — Bei den Franzosen, von welchen hier eigentlich die Rede ist, geschah sie auf folgende Art:

Man stellt Küfen voll Wasser in zwei Reihen auf das Verdeck. Neben jeder steht ein Matrose mit einem Wassergefäß in der Hand. Der Schiffsmeister (maitre valet) tritt an den Fuß des großen Mastes; sein Gesicht ist über und über berußt (barbouillé), der Körper mit kleinen Seilen umwunden, von welchen einige ihm am Arme herabhängen. Man nannte ihn nur le Bonhomme Tropicque. Der Täufling wird vor ihn geführt und genöthigt niederzuknieen. Dann läßt man ihn auf ein gewisses Buch schwören, daß er, wie man an ihm so eben thäte, jederzeit auch an Andern thun wolle, sobald sich dieselbe Gelegenheit zeigen würde. Hierauf muß er mitten durch die Reihe der Matrosen gehen, die in'sgesammt ihre Gefäße über seinen Körper leeren. — Dieser höchst ungebührliche und der Gesundheit des Getauften oft nachtheilige Gebrauch war lange den Blicken der Gesetzgeber entgangen. Jedoch muß man gestehen, daß es Kapitaine gab, die aufgeklärt genug dachten, ihn auf ihren Schiffen nicht zu erlauten.

A n e k d o t e.

Ein Trinker, der an einem hitzigen Fieber darnieder lag, stand dabei gewaltigen Durst aus. Als die Aerzte bei seinem Bette berathschlagten, was man machen sollte, um ihm den Durst zu vertreiben, so mischte sich der Kranke in ihr Gespräch: Meine Herren, sagte er, sorgen Sie nur dafür, wie Sie mir das Fieber vertreiben; den Durst will ich hernach schon selbst wegbringen.

B

Mr.

S

fische
hat s
zogen
ringsf
seine
Neigun
stand,
schwö
erbittl
le on
es ger
derselb
was ih
nung
einem
Unferr
richten

D
von E
Burgu
ab. C
posten
lichen
sehr ju
auf der
In
Cavalle
Ausbru